

Glasperlenspiel oder Ökonomie

– Die wirtschaftspolitische Beratung verliert den Bezug zur Realität –

von

Heiner Flassbeck

Blätter für deutsche und internationale Politik, September 2004

1. Der Rauswurf

Den meisten deutschen Zeitungen war eine scheinbar marginale Personalie eine große Schlagzeile wert: Gustav Horn, der Konjunkturchef des DIW (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung) wird vom amtierenden Präsidenten des DIW (Klaus Zimmermann) gefeuert. Es schien, als ahnten viele Journalisten, dass da etwas Unerhörtes geschah, dass da Porzellan zerschlagen wurde, das nicht mehr leicht zu kitten ist, dass die deutsche Wirtschaftspolitik mit Horn eine der Stimmen verliert, die - im wahrsten Sinne des Wortes - heraus ragen, weil sie nicht im Chor der anderen untergehen, und dass das Institut, dessen keynesianische Ratschläge über Jahrzehnte die deutsche Diskussion entscheidend mitgestaltet hatte, nun dem mainstream Preis gegeben wird.

Begründet wurde der Rauswurf vom derzeitigen Präsidenten vor allem mit Zweifeln an der wissenschaftlichen Reputation von Horn, die wiederum mit einem Gutachten des wissenschaftlichen Beirats des Instituts belegt wurde. Im Hintergrund stand dabei sicher die Tatsache, dass das Institut, wie alle anderen empirisch ausgerichteten Institute auch, nun regelmäßig vom Wissenschaftsrat im Hinblick auf seine „wissenschaftliche Leistung“ begutachtet wird. Da der Wissenschaftsrat selbstverständlich vom mainstream der Wissenschaft dominiert wird, misst man die verlangte „Wissenschaftlichkeit“ in erster Linie an den Veröffentlichungen der Mitarbeiter der Institute in renommierten wissenschaftlichen Journals, die ganz überwiegend mainstream drucken, weil sie ihn definieren.

Jenseits der konkreten Personalie und der Frage, wie es eine Disziplin, die gerne eine Wissenschaft sein möchte, grundsätzlich mit der Pluralität von Meinungen hält, beginnt hier das eigentliche Problem. Die Ökonomie hat nämlich in den vergangenen Jahrzehnten nicht nur ihre in den dreißiger Jahren im Gefolge der keynesianischen Arbeiten entstandene Spaltung vertieft, sie hat darüber hinaus ein nach-keynesianisches Lehrgebäude errichtet, das den Anspruch hat, die Wissenschaftlichkeit alleine zu vertreten. Dieses Monopol in Sachen Wissenschaftlichkeit glaubt dieses Lehrgebäude daraus ableiten zu können, dass nur seine Aussagen konsequent auf dem „Axiom“ der mikroökonomischen Rationalität beruhen, auf der schlichten Annahme also, alle Wahlentscheidungen von Individuen würden in irgendeinem Sinne „rational“ getroffen.

So ist es nur konsequent, wenn der wissenschaftliche Beirat des DIW, der gewissermaßen die interne Vorprüfungsstelle für den Wissenschaftsrat darstellt, in einem Gutachten über die von Horn geführte Abteilung feststellt, dass die Vorstellung der Abteilung, die Arbeitslosigkeit (konkret die NAIRU, das ist das „nicht inflationsbeschleunigende Niveau der Arbeitslosigkeit“ und selbst schon ein mehr als fragwürdiges Konstrukt der herrschenden

Lehre) folge vor allem dem Wachstum, sei „nur schwer mit den mainstream Theorien der realen Ökonomie in Übereinstimmung zu bringen“ (im Original englisch: ...“remain difficult to reconcile with mainstream current theories“). Das Argument, ein stärkeres Wachstum der Geldmenge könne bei starren Löhnen nicht neutral sein, sei „nicht konventionell und widerspreche Grundsätzen der Rationalität“ (im Original: ...“is not conventional and defies tenets of rationality“)¹.

Ganz unabhängig davon, zu welchem Urteil man in diesen Sachfragen gelangen kann, die Sprache ist entlarvend: Offensichtlich ist schon die Tatsache, dass eine Aussage nicht dem mainstream entspricht, problematisch. Wenn gar eine Aussage nicht mit dem Axiom der Rationalität zu vereinbaren ist, muss man sich nicht mehr mit ihr auseinandersetzen, sondern kann sie a priori ablehnen. Wer mainstream vertritt, muss sich nicht rechtfertigen, wer eine Minderheitsposition einnimmt, sieht sich einem deutlich erhöhten Rechtfertigungs- und Publikationsbedarf gegenüber, was ihn – angesichts der Sanktionsmöglichkeiten des Wissenschaftsrates - in der Regel von vorneherein dazu bewegen dürfte, die bequeme Variante des mainstream zu wählen.

2. Das Glasperlenspiel

Worum geht es aber bei der scheinbar so entscheidenden Rationalität konkret? Das ist sehr leicht zu beantworten, wenngleich sich die herrschende Lehr in der Ökonomie einer „hochentwickelten Geheimsprache“ (Hermann Hesse²) bedient, die für Laien nicht ohne weiteres zu durchschauen ist. Im Grunde basiert die gesamte herrschende Lehre auf dem Ende des 19. Jahrhunderts von Leon Walras geschaffenen System des allgemeinen Gleichgewichts, das der klassischen Theorie der Ökonomie, die vorwiegend auf David Ricardo aufbaute, Schönheit und, durch die konsequente Einführung des Grenznutzenprinzips, logische Geschlossenheit gab.

In dieser Scheinwelt treffen sich jeden Morgen (zu Beginn der Marktperiode) alle am Wirtschaftsleben Beteiligte auf dem Markt und bieten die Produkte einschließlich ihrer eigenen Arbeit an, die sie zu verkaufen haben und fragen die Produkte nach, die sie benötigen. Es wird so lange getauscht und von anonymen Auktionatoren versteigert bis der Preis jedes Gutes genau gleich ist dem Grenznutzen, den das Gut in der am Markt gefundenen Verwendung stiftet. Am Abend jeden Tages (am Ende der Marktperiode bzw. im allgemeinen Gleichgewicht) sind alle Güter und alle Produktionsfaktoren optimal auf die Volkswirtschaft verteilt, weil man den erzielten Nutzen jedes einzelnen Marktteilnehmers nicht mehr erhöhen kann, ohne den Nutzen eines anderen zu schmälern.

An Trivialität ist diese Vorstellung im Grunde nicht zu überbieten und doch hat das Prinzip des allgemeinen Gleichgewichts, wie Keynes es ausdrückte, schon seit den Zeiten von David Ricardo die Ökonomie so vollständig erobert wie die heilige Inquisition Spanien. Die Vorstellung, ein anonymes Marktgeschehen könnte auf die harmonischste Weise alle wirtschaftlichen Probleme lösen, könnte all die Verteilungskämpfe und Auseinandersetzungen um Einkommen und Arbeitsplätze aus der Welt schaffen oder doch zumindest entpolitisieren, war zu attraktiv, als dass sich die Volkswirtschaftslehre diesem Gedanken hätte entziehen können. Hinzu kam, „dass seine (D. Ricardos) Theorie von Wirtschaft und Banken, von der Politik und der akademischen Welt akzeptiert wurde. Nein, es gab keine Kontroversen mehr; die andere Sichtweise verschwand vollständig; sie wurde nicht einmal mehr diskutiert... Die Vollständigkeit des Sieges der ricardianischen Lehre ist kurios und mysteriös zugleich. Dies

¹ Protokoll des wissenschaftlichen Beirats beim DIW vom 3. November 2003.

² Hermann Hesse: Das Glasperlenspiel, Suhrkamp Taschenbuch 79, Vierte Auflage, Seite 12

war offenbar die Folge einer Reihe von Bedingungen, die diese Doktrin für das Umfeld geeignet machten, in das sie projiziert wurde... Dass ihre Lehren, in die Praxis übersetzt, streng und oftmals ungenießbar waren, gab ihr Tugend. Dass sie soziale Ungerechtigkeit und offensichtliche Grausamkeiten zu unabwendbaren Begleiterscheinungen des Fortschritts erklärte und dass jeder Versuch, diese Dinge zu ändern, am Ende eher schädlich denn nützlich sei, verlieh ihre Autorität. Dass sie der Freiheit der wirtschaftlichen Betätigung des einzelnen Kapitalisten eine Rechtfertigung bot, sicherte ihr die Unterstützung der dominanten gesellschaftlichen Gruppe hinter der Obrigkeit.“³

Die ricardianisch-walrasianische Theorie ist vollkommen zeitlos. Niemand weiß, wie lang die Marktperiode ist, niemand kann sagen, wann die Marktpreise für welche Produkte gefunden werden, niemand schaut über die Marktperiode hinaus, niemand investiert in eine unsichere Zukunft. Um den Makel der Zeitlosigkeit zu beseitigen, nannte die herrschende Ökonomie die Periode, in der die Bedingungen des Gleichgewichts wieder hergestellt sein würden kurzerhand „die lange Frist“. Das ist aber aus erkenntnislogischer Sicht schlichter Unsinn, weil die Bedingungen, die man braucht, um das Gleichgewicht zu bestimmen, eben keinerlei Zeitbezug haben, so dass das Ergebnis nur ein zeitloses Artefakt sein kann, aber niemals Aussagen über eine „Frist“ beinhaltet. Neuerdings ist man der Zeitlosigkeit des walrasianischen Systems dadurch begegnet, dass man ein intertemporales allgemeines Gleichgewicht definiert. Auch diese Welt ist allerdings vollkommen zeitlos, da man die Dimension der Zeit, die – in zeitlich undeterminierten offenen Gesellschaftssystemen - immer eine Dimension der Unsicherheit sein muss, ausblendet durch die Annahme, alle Wirtschaftssubjekte seien vollständig über alle Vorgänge und Zusammenhänge in den für sie relevanten Zeiträumen, also auch über die Zukunft, informiert.

Das ist das Glasperlenspiel, das die moderne Ökonomie ausmacht. Die weit überwiegende Mehrzahl der akademischen Ökonomen in allen wichtigen Ländern der Welt widmet sich diesem Spiel in all seinen Varianten und wer in die obersten Ränge der akademischen Kasten aufsteigen will, muss dieses Spiel beherrschen, muss die Geheimsprache und seine Mathematik kennen, und er muss die Methoden des Spiels auf alle Lebensbereiche anwenden können und wollen. Wer das Spiel mit Überzeugung spielen will, muss gewissermaßen das Spiel für das Leben halten. Wie könnte man sonst mit Verve über „Staatsverschuldung und Humankapital in einem endogenen Wachstumsmodell der ewigen Jugend“ (so der Titel eines Beitrages zur Tagung des Vereins für Socialpolitik 2000 in Berlin) schreiben und lange Abhandlungen über die Mathematik des Spiels als Beiträge zu einer Wissenschaft verstehen, die den Menschen helfen soll, ihre Lebensumstände zu verbessern.

Skeptiker werden einwenden, auch in anderen Fächern, in den exakten Wissenschaften etwa, gäbe es Bereiche, die esoterisch und abgehoben auf Feldern forschten, deren Nutzen nicht unmittelbar einsichtig ist. Doch darum geht es in der Ökonomie nicht. Es geht nicht um die abstrakteste Ebene einer Wissenschaft, wo der Nutzen von Antworten auf offene Fragen sich nicht leicht ermessen lässt. In der Ökonomie hat sich die herrschende Lehre ein völlig neues - oder eben ein uraltes – Forschungsobjekt ausgewählt, das nichts mit dem zu tun hat, was der ökonomische Laie und der Rat suchende Wirtschaftspolitiker unter Wirtschaft versteht. Selbst das wäre hinzunehmen und unter Freiheit der Wissenschaft zu buchen, wenn nicht die Kaste der Glasperlenspieler ganz selbstverständlich und mit hohem Anspruch an der wirtspolitischen Beratung teilnehmen würde - offenbar, weil in der Mediengesellschaft hierdurch hohe Entlohnungen pekuniärer und nicht-pekuniärer Art zu erzielen sind.

³J.M. Keynes: The General Theory of Employment, Interest and Money, 1936, in: The Collected Writings of John Maynard Keynes, Hrsg.: The Royal Economic Society, 1973, Vol.VII, S.32/33

Da aber im Glasperlenspiel alle wirtschaftlichen Entscheidungen auf der Ebene des privaten Haushalts getroffen werden müssen, reduzieren sich fast alle relevanten Fragen und Antworten auf die Wahlentscheidung von Sparen oder Konsumieren auf der Ebene des einzelnen Haushalts. Wächst demnach eine Volkswirtschaft stark, sind die Menschen bereit, viel zu sparen, wächst sie wenig, konsumieren die Haushalte lieber, lassen also keinen Raum für Investitionen. Sind Länder arm, können sie nicht wachsen, weil sie keine Ersparnisse haben und müssen Kapital importieren. Hat ein Land ein Leistungsbilanzdefizit, haben sich folglich die Menschen dort entschlossen, wenig zu sparen oder sie hatten gar nicht die Möglichkeit zu Sparen. Will ein Land – etwa wegen einer Alterung der Bevölkerung - stärker für die Zukunft vorsorgen, müssen die Menschen mehr sparen. Sparen sie mehr, wird auch automatisch mehr investiert, weil die vorhandenen Mittel ja auf jeden Fall einer Verwendung zugeführt werden, wenn nur der Preis, in diesem Fall der Zins flexibel genug ist.

Wirtschaftskrisen kann es in dieser Welt generell nur geben, wenn die Preise nicht flexibel genug sind, um die Knappheiten angemessen widerzuspiegeln. Entsteht Arbeitslosigkeit, ist das nur dem Wunsch des Einzelnen geschuldet, mehr Freizeit zu genießen oder seiner mangelnden Bereitschaft, sinkende Löhne zu akzeptieren. Da in der Weltwirtschaftskrise 1929/30 unbestreitbar die Löhne drastisch sanken, verleitete das einige neoklassische Beobachter zu dem einfachen, aber in seiner Welt höchst logischen Schluss: Wenn die Löhne fallen und die Arbeitslosigkeit zugleich steigt, dann könne es nur noch der Wunsch nach mehr Freizeit gewesen sein, der zu stark steigender Arbeitslosigkeit führte.

Der entscheidende Unterschied zur relevanten, zur keynesianischen Ökonomie also, ist ohne weiteres auch für Nicht-Ökonomen zu verstehen. Im Glasperlenspiel gibt es keine Makroökonomie, weil es keine Unsicherheit gibt. Im intertemporalen Gleichgewichtsmodell sind die Menschen mit vollkommener Voraussicht ausgestattet. Sie kennen alle relevanten wirtschaftlichen Fakten ihrer gesamten Lebenszeit – im Zweifel auch die der Enkel - und selbstverständlich kennen sie alle relevanten Modelle der Ökonomie, wobei relevant natürlich nur die herrschende neoklassische Ökonomie ist.

3. Unsicherheit oder vollständiges Wissen

Ihren Höhepunkt hat diese Art der unwissenschaftlichen Selbstbeweihräucherung in der sog. Theorie der rationalen Erwartungen gefunden. Dort wurden als „rational“ nur solche Erwartungen von Individuen zugelassen, die auf der Basis neoklassischer Modelle gebildet wurden. Das heißt, da das durchschnittliche Wirtschaftssubjekt weiß, dass Inflation nur entstehen kann, wenn die Zentralbank „zu viel“ Geld zur Verfügung stellt, reagiert es schon antizipativ auf die übermäßige Ausweitung der Geldmenge – etwa mit höheren Lohnforderungen aufgrund der erwarteten Inflation - und führt damit das „richtige“ Ergebnis schon vorzeitig herbei. Die expansive Geldpolitik hat dann keinerlei reale Wirkungen, sondern erhöht nur unmittelbar die Inflation. Was zu viel Geld ist, wie stark die reale Wirtschaft wachsen kann, wie sich die Kassenhaltung der Wirtschaftssubjekte im In – und Ausland entwickelt, das alles sind für den Glasperlenspieler nur Randfragen, die vom eigentlichen Problem ablenken.

Folglich beweist der Glasperlenspieler, was aufgrund seines Weltbildes zu beweisen war: Kurzfristige Aktionen der Geldpolitik zur Anregung des Wachstums sind sinnlos, weil nur immer nur die Inflation fördernd. Dass er dieses Ergebnis mit Hilfe eines logischen Zirkels abgeleitet hat – zu viel Geld führt zur Inflation, weil die Menschen wissen, dass zu viel Geld zur Inflation führt – ficht den Glasperlenspieler nicht an. Ziel des Spiels ist ja nicht, richtige

Wissenschaft zu betreiben, die Wirklichkeit zu erklären oder Wissenschaft auch nur nachzuahmen; das Glasperlenspiel genügt sich selbst, die Tatsache, dass eine Aussage die Harmonie des Spiels bestätigt und nicht stört, beweist, dass derjenige, der sie einbringt, würdig ist, in den Kreis der Spieler aufgenommen zu werden.

In der keynesianischen oder schumpeterianischen Ökonomie wissen die Menschen und die Unternehmen dagegen praktisch nichts. Alle agieren in einem zeitlich offenen System, über dessen Zukunft niemand genaue Vorstellungen hat. Investieren wird zum zentralen Problem, weil es gewissermaßen die Überwindung der objektiv gegebenen Unsicherheit durch das einzelne Wirtschaftssubjekt bedeutet. Technologie und Wachstum fallen folglich nicht vom Himmel, sondern sind das Ergebnis des Zusammenwirkens geeigneter mikroökonomischer und makroökonomischer Bedingungen⁴.

Die Unsicherheit ist das zentrale Moment, weil sie sozusagen die euklidische von der nicht-euklidischen Geometrie scheidet. In der keynesianischen Welt können die Arbeiter weniger Geld erhalten, daraufhin weniger Güter nachfragen und schließlich noch weniger Arbeit bekommen, weil sie selbst weniger Güter nachgefragt haben. Im Glasperlenspiel ist das unmöglich, weil die Regeln des Spiels eine solche Konstellation verbieten. Wenn dort eine Partei weniger vom gesamten Kuchen erhält, muss eine andere mehr erhalten, weil das Gesamte (das Gesamteinkommen der Volkswirtschaft) ja nicht von der Zuteilung an einzelne Gruppen abhängig sein kann, es wird ja von viel tiefer liegenden Faktoren bestimmt, die sich kurzfristig nicht ändern. Folglich ist die Debatte um die Gefahren von Lohnsenkungen für Glasperlenspieler eine Scheindiskussion. Wie bei allen Einschnitten, bei allen Schocks, die drohen könnten, gibt in seiner Welt eine Kraft, die automatisch an Nachfrage ausgleicht, was irgendwo verloren geht. Dass Einkommen einfach nicht entsteht, passt nicht in seine Welt. Dass z. B. die Unternehmen insgesamt von einer Lohnsenkung nicht profitieren können, wenn nicht alle Unternehmen die gleiche „rationale Erwartung“ haben, dass ihnen eine Lohnsenkung voll zu gute kommt und genau die Zahl von Arbeitskräften mehr einstellen, die man braucht, um die Gesamtnachfrage konstant zu halten, kann der Glasperlenspieler nicht begreifen. Dass seine Überlegung wiederum auf einem logischen Zirkelschluss beruht – Lohnsenkung schadet der Nachfrage nicht, wenn die Nachfrage vorgegeben ist – nimmt er nicht zur Kenntnis.

Politisch fatal ist, dass sich die äußerst primitive Wirtschaftspolitik der Glasperlenspieler weitgehend mit den Vorurteilen der wirtschaftspolitischen Laien deckt. Genauso wie der durchschnittliche private Haushaltsvorstand bei jeder Krise überzeugt ist, die Verhältnisse hätten sich jetzt ein für allemal fundamental geändert, kennt auch der Glasperlenspieler nur solche Ursachen der Krise. Daher entsteht bei zunehmender Dominanz der Glasperlenspieler der Eindruck, es gebe nur diese eine Ökonomie. Seit sich die Volkswirte in Deutschland fast vollständig der Gemeinde der Glasperlenspieler angeschlossen haben, wird folglich das laienhafte, betriebswirtschaftliche Verständnis von Wirtschaft jeden Tag von höchster Warte bestätigt würde.

4. Ricardianische Äquivalenz

Die Rolle staatlicher Defizite für die Wirtschaftspolitik bietet ein weiteres herausragendes Beispiel für die geradezu verantwortungslose Ökonomie des Glasperlenspiels: Im Jahre 1999 hatte sich die Regierung in Deutschland zum Ziel gesetzt, bis 2006 die staatlichen Defizite auf Null zu reduzieren, also eine Situation herzustellen, in der der Staat sich nicht mehr zusätzlich

⁴ Vgl. zu einer genaueren Beschreibung der unterschiedlichen Systeme H. Flassbeck: Was ist Angebotspolitik?, in: Konjunkturpolitik, Heft 2/3, 1982.

verschuldet. In diesem Jahr aber hat man das Ziel wieder aufgegeben, weil sich die Defizite türmen und ein Abbau in zwei Jahren selbst einem sparwütigen Finanzminister absolut unrealistisch erscheint. Was ist schief gelaufen? Wenn es nach den Glasperlenspielern an den Universitäten und den Hütern des Stabilitätspaktes bei der EU in Brüssel und bei der Europäischen Zentralbank in Frankfurt gegangen wäre, hätte die konsequente Eichelsche Sparpolitik direkt ins Paradies der staatlichen Schuldenfreiheit geführt und nicht in den Schuldturm. Nach denen aus dem Glasperlenspiel abgeleiteten Vorstellungen, die von maßgeblichen Mitarbeitern der Kommission und der Zentralbank landauf, landab verkündet werden, honoriert der Bürger nämlich die Sparbemühungen, die der Staat unternimmt, durch eigene Mehrausgaben, gleicht also im Hinblick auf die Gesamtnachfrage einer Volkswirtschaft genau aus, was fehlt, weil der Staat Sparanstrengungen unternimmt.

Diese „modernen Ökonomen und Eurokraten“ berufen sich explizit auf eine uralte These, die David Ricardo zugeschrieben wird (die „ricardianische Äquivalenz“). Danach weiß der Bürger genau, ob ein Finanzminister Schulden machen will oder solide ist und richtet sein Verhalten dementsprechend ein. Steigen die staatlichen Defizite, weil der Staat das Geld mit vollen Händen hinauswirft, sparen die Bürger umso mehr, denn sie wissen, dass bald die Steuern steigen werden und wollen dafür gewappnet sein. Folglich funktioniert das staatliche Geldausgeben nicht, weil das private Sparen die öffentliche Verschwendung kompensiert.

Was diese Theorie leider nicht erklären kann: Warum geben die Leute kein Geld aus, wenn einer wie Eichel Finanzminister ist, der jeden Cent dreimal herumdreht, fünf Sparschweine auf seinem Schreibtisch stehen hat und konkrete Steuersenkungen sogar schon unterwegs sind? Warum brechen genau dann die staatlichen Einnahmen weg, als Eichel die Staatsausgaben herunterfährt? Woran halten sich die Menschen in ihren Einschätzungen, wenn nicht an dem von Eichel von Anfang an verkündeten Ziel, die Neuverschuldung auf Null zu bringen?

Wenn man das alles nicht erklären kann, ist vielleicht die Theorie einfach falsch. In der Tat beruht die Ricardo-Doktrin auf der geradezu lächerlichen Fiktion, der Durchschnittsbürger wüsste aufgrund eines Blickes auf die heutige Entwicklung der Staatsausgaben einzuschätzen, wie groß seine Steuerbelastung in 10 oder 20 Jahren sein wird. Mehr noch, man nimmt an, er könne aus der zukünftigen Steuerbelastung ableiten, wie viel er heute konsumiert oder spart, obwohl er über sein Gesamteinkommen in der Zukunft rein gar nichts weiß. Dass die wichtigsten wirtschaftspolitischen Institutionen in Europa mit einer solchen These operieren, ist so, als ob die Chirurgen in der Charité unterstellen, der menschliche Kreislauf sei durch keinerlei Schock aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Stellen wir uns vor, die weit modernere Theorie sei richtig, wonach der Staat mit seiner Sparsamkeit unmittelbar die Gewinne der Unternehmen reduziert und auf diese Weise die Arbeitslosigkeit, die dem Finanzminister so teuer zu stehen kommt, selbst erzeugt. Dann wäre der Misserfolg des sparfreudigsten Finanzministers in der deutschen Geschichte leicht zu verstehen: Eichel spart, doch die privaten Haushalte und die Unternehmen sparen auch. Erstere sparen, weil man ihnen jeden Tag erklärt, dass der Staat Leistungen kürzt und sie den Gürtel enger schnallen müssen. Letztere sparen, weil das Eichelsche Sparen ihnen unmittelbar die Geschäfte verdirbt. Ob die Bauunternehmer Arbeiter entlassen, weil die Gemeinden kein Geld für Investitionen haben, oder die Autobauer hohe Rabatte gewähren müssen, weil zu viele Kunden arbeitslos geworden sind, immer ist das Ergebnis in der ersten Runde das gleiche: Wenn die privaten Haushalte ihre Ersparnisse nicht verringern, sinken die Gewinne der Unternehmen exakt um jeden Euro, den Hans Eichel einspart.

Weil die Unternehmen sich aber dagegen wehren und ihrerseits Kosten senken, Arbeitskräfte entlassen oder Pleite gehen, holen die Defizite, die der Finanzminister verhindern wollte, ihn am Ende wieder ein. In letzter Instanz fallen die Schulden immer auf den Staat zurück. Irgendwann wird der Staat das begreifen und die Schulden akzeptieren. Die Frage ist nur, wie viel Wasser bis dahin den Rhein herunter geflossen ist und wie viele ruinierte Haushalte und Unternehmen es bis dahin gegeben hat.

5. Das Glasperlenspiel, Institute und die Wirtschaftspolitik

Das Ergebnis ist leicht zu verstehen: Das Glasperlenspiel ist keine Ökonomie, sondern eine Kunstlehre, die sich einiger ökonomischer Begriffe bedient. Eine Wirtschaftspolitik, die sich auf Glasperlenspieler als Berater stützt, muss scheitern. Über viele Jahrzehnte nach der Weltwirtschaftskrise hat die Wirtschaftspolitik das gewusst und empirisch ausgerichtete Wirtschaftsforschungsinstitute gefördert, die explizit als wirtschaftspolitische Berater dienen sollten und lange Zeit erfolgreich den Versuchungen des Glasperlenspiels und seiner Protagonisten widerstanden. Mit dem Zugeständnis der Wirtschaftspolitik Anfang der 90er Jahre, dem Wissenschaftsrat die Evaluierung der praxisorientierten Institute zu überlassen, ist der Damm gebrochen. Das zentrale Kriterium, das der Wissenschaftsrat und die wissenschaftlichen Beiräte der Evaluierung zugrunde legen, eine große Anzahl von Veröffentlichungen in referierten Zeitschriften, ist nur zu erfüllen, wenn die Institute sich konsequent dem Glasperlenspiel zuwenden. Damit sind sie für die praktische Wirtschaftspolitik ebenso bedeutungslos wie die zahllosen Lehrstühle an den Universitäten, die seit 150 Jahren das Spiel spielen. Folglich können sie gänzlich geschlossen werden.

Noch ist es nicht zu spät. Es ist kein Zufall, dass einige der derzeit noch anerkannten Berater in Deutschland ebenso schlecht wie die Institute in Sachen Veröffentlichungen im mainstream abschneiden. Wer sich einen Sinn für praktische Lösungen erhält, die Wirtschaft regelmäßig beobachtet und konsequente empirische Überprüfung seiner Thesen anstrebt, kann nicht gleichzeitig ein anerkannter Glasperlenspieler sein. Wer die Finessen des Spiels beherrschen will, neue Spielzüge und neue Spielfelder zu entdecken versucht, kann nicht gleichzeitig ein guter Berater der Wirtschaftspolitik sein. Ihm fehlt die Zeit und das Verständnis für die Belange der Akteure, die Tag für Tag unter hoher Unsicherheit zu entscheiden haben.

Doch offensichtlich haben die Wirtschaftspolitiker die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Statt konsequent zu unterscheiden zwischen Glasperlenspielern und Ökonomen, geben sie sich dem mainstream in der Illusion hin, anerkannte Glasperlenspieler müssten auch gute wirtschaftspolitische Berater sein. Wer aber einen Aufsatz im American Economic Review veröffentlicht hat, ist noch kein guter Ökonom, sondern hat vermutlich eine Nische gefunden, auf die noch niemand die Regeln des Glasperlenspiels angewendet hat. Besonders anschaulich macht die Wandlung des Faches der renommierte und einst mit hohem sozialem Engagement gestartete Verein für Socialpolitik. Waren die Schriften und Tagungen des Vereins in den fünfziger und sechziger Jahren noch eine Quelle für hochrelevanten Rat der Ökonomie, sind sie heute zu dem üblichen Sammelsurium von Glasperlenspielen entartet, das dem praktischen Politiker keinerlei Hilfestellung bietet. Wie die renommierten Journals selbst ist der Verein zu einer Profilierungsmaschine für junge Glasperlenspieler oder für Aufsteiger aus den unteren Kasten in höhere geworden.

Ein weiterer Aspekt ist von großer Bedeutung für die zukünftige Entwicklung der Ökonomie. Das Fach darf nicht sich selbst überlassen bleiben. Andere Wissenschaften und die

Wissenschaftspolitik müssen sich einmischen und mithelfen zu kontrollieren, ob einfachste Grundsätze wissenschaftlicher Arbeit gewahrt bleiben oder ob das Fach zu einer reinen Kunstlehre entartet, die ideologische Zugangsschranken für Nicht-Gläubige schafft. Philosophie und Erkenntnistheorie dürfen nicht vor den von den Glasperlenspielern gesetzten Hürden zurückschrecken, sondern müssen fragen, wie die vom Staat bereitgestellten Steuermittel eingesetzt werden in einem Fach, das dem Staat, außer seiner eigenen Alimentation, kaum eine Rolle im gesellschaftlichen Leben zuweist.